

# „Wem fällt so etwas ein?“

Ein Selbstversuch im **KANUPOLO** auf dem Moosweiher in Freiburg-Landwasser

Es gibt Leute, die fahren Boot, und Leute, die spielen Ball. Kanupolospieler sind Leute, die beides wollen und zwar gleichzeitig. Das kann nicht gutgehen. Ein Selbstversuch.

Meine Karriere als Kanupolospieler beginnt mit einem Ernstfall im Flachwasser. Drei Schwimmzüge vom Ufer weg soll ich kentern, mutwillig, mich mitsamt meines kleinen Bootes selbst umkippen. „Luft anhalten. Du bleibst einfach ein paar Sekunden unten“, ist die Order von Julia, sieben Jahre Kanupoloerfahrung. Einfach Augen zu und durch geht aber nicht. Denn nach dem Schiffbruch soll ich mich selbst befreien. Dafür muss ich an einer Schlaufe den Spritzschutz des Kajaks abreißen. Unter Wasser. Im Trüben. Kopfüber.

Nach fünf Sekunden im Wasser beschließe ich zu ziehen. Mit einem Schwall flutet der See mein Boot. Ich gleite nach unten auf den Grund, richte mich auf und stehe patschnass neben meinem prall gefüllten Kajak. So steigt man also aus. Aber warum der ganze Zirkus? „Der Spieler, der den Ball hat, darf von seinem Gegner an der Schulter umgeschubst werden“, warnt Julia schon mal. Vermutlich bin ich heute also nicht das letzte Mal ausgestiegen. Der Ernstfall kann sich wiederholen – falls mir jemand den Ball anvertraut. Bevor es losgeht, muss ich zurück ans Ufer, mein Boot leeren.

Kanupolo, wem fällt so etwas ein? Ein Engländer soll es gewesen sein, vor 80 Jahren. Allerdings hat das heutige Spiel mit den Regeln von damals nicht mehr viel zu tun: Feld, Mannschaften und Boote sind kleiner geworden. In kurzen, wendigen Kajaks wird fünf gegen fünf gespielt auf einem stillen Gewässer, im Sommer auf einem See, im Winter im Hallenbad. Das Feld ist etwa so groß wie das beim Handball. Spielgerät ist ein Wasserball. Die Tore hängen in zwei Meter Höhe. In den 90er Jahren dachte sich ein Student, dass dieser exotische Sport auch an der Universität Freiburg gespielt werden müsse. Auch der Waldkircher Verein Elzwele hat eine Kanupologruppe.



Das Gleichgewicht zu halten ist beim Kanupolo gar nicht so einfach.

FOTO: PATRICK SEEGER

Elf Wagemutige sind an diesem Abend zum Freiburger Moosweiher gekommen. Kapitän Torsten, der Mann mit den breiten Oberarmen, den blonden Locken und dem professionellen Spritzschutz aus Neopren, hat die Aufstellung bestimmt: Ich bin rechts, ganz außen. In der Mitte spielen die Guten, erläutert er. Mit ein paar Paddelschlägen

drücke ich mich vorwärts zu meinem Einsatzort. Immer schön abwechselnd, so wie es sich gehört.

Mein Boot bekommt trotzdem Schlagseite, ich fahre nach links, will da aber nicht hin. Vielleicht sitze ich nicht aufrecht genug. Das Gleichgewicht zu halten braucht höchste Konzentration.

Meine Gegenspielerin, erfahre ich, ist Ursula. Zumindest das nimmt mir ein bisschen die Angst. Da ich noch damit beschäftigt bin, mich und mein Boot in Einklang zu bringen, beschließe ich genügsam, auf Tore zu verzichten. Schiffe versenken ist meine Lösung. Über den Kampf ins Spiel finden, möglichst viele Gegner umschubsen.

Anpfiff. Vorwärts Richtung Spielfeldmitte. Dort liegt jetzt

der Ball, freigegeben. Neun Polokanuten preschen vor, ich versuche, über hektisch paddeln voranzukommen und dabei über Wasser sichtbar zu bleiben. Kurzes Geplänkel, dann ein Pass. Torsten hat mir, dem Rechtsaußen, den Ball gespielt. Aber Ursula hat sich quer gestellt und fuchelt mit ihrem Paddel vor meiner Nase. Kein Durchkommen. Ich entscheide mich für einen Seitenwechsel, hole weit aus, werfe.

Die beherzte Ausholbewegung ist mein Ende, mein

Untergang. Ich kippe. Wo der Ball landet, kann ich nicht mehr sehen. In einem Meter Tiefe suche ich die Schlaufe des Spritzschutzes. Bilanz nach drei Minuten: null Tore, ein Mal selbst versenkt. Kajak fahren und Bälle werfen sind zu viel für mich.

Ich schubse das gefüllte Boot zum Trockenlegen Richtung Ufer und schwimme hinterher. In der nächsten Stunde versenke ich mich noch dreimal selbst. Das nervt. Ich erinnere mich plötzlich an Julias zweiten Ratschlag: Nach dem Umkippen einfach die Hände aus dem Wasser nach oben strecken. Das signalisiert: Ich brauche Hilfe. Das

Gute: Der Kanupolospieler ist ein Gentleman. Freund und Feind, so hat Julia mir versprochen, würden dann mit ihrem Boot sanft gegen meine Hand fahren, ich kann mich darauf abstützen und umdrehen. Der Clou: Dabei läuft so wenig Wasser ins Boot, dass ich sofort weiterspielen kann.

Weil ich unter Wasser beim Warten auf die Boote völlig cool bleibe, fragt einer der Gegner: Hast du irgendwas zur Beruhigung genommen? Das erste Kompliment. Ich fühle mich gleich anders. Angespornt davon entwickle ich den Ehrgeiz, nun doch noch ein Tor zu erzielen. Drei Würfe enden aber allesamt am Paddel des Torhüters. Die erste Frechheit folgt prompt: Vielleicht sollten wir bei ihm einfach mal einen durchlassen, sagt Ursula. Als der Ball beim vierten Versuch reingeht, weiß ich nicht, ob es mein Tor ist oder Ursulas.

Bilanz nach anderthalb Stunden: ein halbes Tor, keinen Gegner versenkt, mich dafür selbst sieben Mal. Das Duell geht wohl an meine Gegenspielerin, die nach Spielschluss bestens gelaunt ist und lächelt. Ich weiche dem Blick aus, schaue beschämt auf mein Unglückskajak.

ARNE BENSIEK

„Ich bin rechts, ganz außen. In der Mitte spielen die Guten.“